

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 27/3 (2000)

DOI: 10.11588/fr.2000.3.61882

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Rezensionen

Wolf D. GRUNER, Klaus-Jürgen MÜLLER (Hg.), Über Frankreich nach Europa. Frankreich in Geschichte und Gegenwart, Hamburg (Krämer) 1996, X-530 S. (Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte).

Der Aufsatzband sammelt die Beiträge einer Ringvorlesung an der Universität Hamburg, welche die Geschichte Frankreichs vom Mittelalter bis in die Neuzeit behandelte. Die Vorträge verstehen sich überwiegend nicht als schlichte Einführung oder reiner Faktenüberblick, sondern Problemskizzen zum Thema. So ist weniger ein umfassendes Handbuch entstanden als eine wegen ihrer thematischen und methodischen Vielfalt äußerst anregende Einführung in Geschichte und Gegenwart Frankreichs, deren Beiträge eine individuelle Würdigung verdienen. Den Auftakt macht Karl Ferdinand WERNERS geistreicher Essay über »Die Entstehung der französischen Nation«, der gängige Datierungen relativiert und auf die jahrhundertelange Evolution der französischen Nation verweist. In thematischer Nähe hierzu untersucht Bernd SCHNEIDMÜLLER »Konstanz und Wandel in der mittelalterlichen Nationsbildung«: Er schildert sowohl die wichtigsten ereignisgeschichtlichen Etappen der Entwicklung vom »Frankenreich« hin zu »Frankreich« als auch die mittelalterlichen Vorstellungen von Frankreich, also den Prozeß der historisch-politischen Bewußtseinsbildung.

Klaus MALETTKES Überblick über »Frankreich im 16. und 17. Jahrhundert« eröffnet den Reigen der Aufsätze, die sich mit der neuzeitlichen Entwicklung Frankreichs beschäftigen. Malettke konstatiert, daß Frankreich aufgrund seines Bevölkerungsreichtums sowie seiner wirtschaftlichen und fiskalischen Ressourcen im fraglichen Zeitraum überwiegend eine herausragende Stellung in Europa einnahm. Dominierend wurde seine Position indes erst in der Zeit Kardinal Richelieus sowie König Ludwigs XIV., wobei Malettke die hierfür mit entscheidende gesellschaftliche Stabilität Frankreichs – in Abkehr von der alten Forschung – weniger auf die spezifischen personalen und institutionellen Ausprägungen des monarchischen Absolutismus zurückführt als auf die wechselseitige Abhängigkeit von absoluter Monarchie und Elitengesellschaft. Die Hegemonialbestrebungen des Frankreichs der Zeit offenbarten sich nirgendwo deutlicher als in den Beziehungen zum Reich, die Hans SCHMIDT analysiert: Er arbeitet für die Jahre 1648 bis 1715 eine erste Phase heraus, die durch die weitgehend gewaltlosen und dennoch erfolgreichen Versuche Kardinal Mazarins geprägt war, sich deutscher Verbündeter, vorzugsweise aus dem grenznahen Raum, und deren latenten Mißtrauens gegen habsburgische Vorherrschaftspläne zu bedienen, um Einfluß auf das Reich zu nehmen. Eine zweite Phase, beginnend mit der Selbstregierung Ludwigs XIV., war dann durch den brutalen Einsatz militärischer Macht gekennzeichnet, ohne daß aber – so Schmidts bedeutsamer Hinweis – jener Nationalhaß entstanden wäre, wie ihn der Chauvinismus des 19. Jhs. hervorbrachte.

Der Beitrag Rolf REICHARDTS bedeutet im Vergleich zu den vorangegangenen Aufsätzen einen deutlichen Paradigmenwechsel, insofern als er »Die Geburt der politischen Kultur Frankreichs aus dem Geist von 1789« anhand der Beschreibung und Interpretation eines populären politisch-didaktischen Gesellschaftsspiels zur französischen Geschichte und Zeitgeschichte vom Ende des dritten Jahres der Französischen Revolution nachvollzieht. Formal verweist das fragliche Spiel für ihn auf die große Bedeutung der multimedialen Print-

medien für die Popularisierung des revolutionären Wertesystems. Inhaltlich aber – so arbeitet Reichardt überzeugend heraus – stellt es ein repräsentatives Zeugnis der politischen Kultur im Frankreich der damaligen Zeit dar. Karl Otmar Freiherr von Aretin beschäftigt sich im folgenden Beitrag über »Das Reich und Napoleon« mit der Frage, ob wirklich Napoleon das Ende des Reiches herbeigeführt habe oder ob er nicht vielmehr nur der Vollender einer sich schon länger abzeichnenden Entwicklung gewesen sei. Ausgehend von einer Analyse der Reichskriegsverfassung, der Reichskirche und der Obersten Reichsgerichte schließt er, daß der Rheinbund von 1806 letztlich alternativlos und die Hoffnung auf eine Fortsetzung des Reichs illusorisch gewesen sei.

Während sich die Beiträge Reichardts und von Aretins mit dem Zeitalter der Französischen Revolution beschäftigen, untersucht Wolf D. GRUNER die durchaus ambivalente Stellung Frankreichs im Europäischen Konzert der Wiener Nachkriegsordnung: Einerseits wurde das Land bereits 1818 auf dem Kongreß von Aachen wieder zu den Beratungen der übrigen Großmächte hinzugezogen, andererseits zog das andauernde Mißtrauen der einstigen Gegner seinen außenpolitischen Möglichkeiten bis in die Zeit der Dritten Republik, der außenpolitisches Vormachtstreben in Europa völlig abging, enge Grenzen. Dabei überbetont Gruner allerdings die revisionistischen Züge der französischen Außenpolitik nach 1815 und verkennt damit Frankreichs großen Beitrag zur Stabilität der Wiener Nachkriegsordnung. Heinz-Gerhard HAUPT analysiert für denselben Zeitraum das Spannungsverhältnis von Staat und Gesellschaft und verdeutlicht, wie sehr das staatliche Unvermögen, Formen der politischen Organisation der Gesellschaft in Übereinstimmung mit dieser zu formulieren, also staatliche Strukturen an den Erfordernissen des gesellschaftlichen Lebens zu messen, Teile der französischen Gesellschaft immer wieder dazu führten, ihre Teilhaberrechte notfalls auch gewaltsam einzuklagen.

Mit der »Geschichte der 3. Republik Frankreichs bis zum Ersten Weltkrieg« beschäftigt sich Gerd KRUMEICH. Ihn interessiert sowohl die institutionelle Ausformung des neuen Staatswesens zwischen 1870 und 1878 als auch dessen Beharrungsvermögen angesichts ständiger antirepublikanischer Anfeindungen und wiederholter innenpolitischer Krisen in den Jahren 1878 bis 1899. Dabei verweist er auf die große Bedeutung einer »ideologischen Verfestigung der Republik« als einem wesentlichen Grund für die lange Dauer der Dritten Republik: Symbolische Aktionen wie die Wahl des 14. Juli zum Nationalfeiertag, die Organisation von Totenfeiern großer Republikaner und die Errichtung zahlreicher Denkmäler für tatsächliche oder vermeintliche Stammväter der Republik einten zunehmend gemäßigte und radikale Republikaner und schufen damit einen breiten republikanischen Konsens in der französischen Gesellschaft. Die deutsche Bedrohung sollte im Juli 1914 das ihre dazu beitragen, die Republik in der Union sacrée noch weiter zusammenzuschweißen. Georges-Henri SOUTOU knüpft zeitlich an Krumeich an und analysiert »Die Kriegsziele Frankreichs im Ersten Weltkrieg«. Hierzu zählte – wie er herausarbeitet – vor allem die frühe Festlegung auf eine entscheidende Schwächung Deutschlands, die später in Form territorialer Abtretungen und wirtschaftlicher Diskriminierungsmaßnahmen konkretisiert wurden. Ungeachtet vorübergehender Zweifel im Sommer und Herbst 1917 am eigenen Sieg und der daraus resultierenden Bereitschaft zum Verständigungsfrieden beharrte Frankreich bis zur Pariser Friedenskonferenz auf diesen Bedingungen. Sie ließen sich letztlich zwar nur teilweise durchsetzen, doch bestand bis in die zwanziger Jahre die Hoffnung, durch die Verknüpfung der Reparationsfrage mit etwaigen Sanktionen das bereits Erreichte noch »nachbessern« zu können. Letztlich bot der Kompromißcharakter des Versailler Vertrags – wie Soutou betont – aber auch die Möglichkeit einer flexiblen Auslegung und damit die Option zur Verständigung, wie sie dann insbesondere von Aristide Briand genutzt wurde.

Die »Krise der Dritten Republik« untersucht anschließend Klaus-Jürgen MÜLLER: Er stellt das gängige Vorurteil von der Endphase der Dritten Französischen Republik als einer permanenten innen- und außenpolitischen Krise, die notwendigerweise in die Niederlage

und den autoritären Vichy-Staat münden mußte, nachdrücklich in Frage. Müller räumt zwar politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Krisenphänomene im Frankreich der Zwischenkriegszeit ein, betont jedoch, daß der Republik in den dreißiger Jahren eine Erneuerung gelang, welche die bestehenden Defizite beseitigte: Zunächst führte die Volksfront zur politischen Integration der Linken und der von ihr vertretenen Sozialschichten. Gleiches gelang Édouard Daladier in den Jahren danach mit einem wesentlichen Teil der rechtsextremen Protestbewegung. Überdies stärkte seine Praxis der Notverordnungen auch die Exekutive und sicherte damit die unter den Bedingungen der Weltwirtschaftskrise unabdingbare Handlungsfähigkeit des Staates. Peter KRÜGER relativiert den verbreiteten Dekadenzvorwurf an das Frankreich der Zwischenkriegszeit auch im Hinblick auf dessen Außenpolitik: Noch in den zwanziger Jahren – so legt er dar – besaß die Siegermacht durchaus klare Konzepte – zum einen den sich an klassischen Sicherheitsvorstellungen orientierenden Plan Raymond Poincarés einer strikten Kontrolle und Beschränkung Deutschlands, zum anderen Briands Versuch einer umfassenden Verständigung mit dem einstigen Gegner, die von der – so Krüger – zutreffenden Erkenntnis ausging, daß die »rasch zunehmende internationale Verflechtung neuer Formen der internationalen Beziehungen bedurfte, fern von paneuropäischem Idealismus« (S. 409). Seit dem Scheitern von Briands Europaplan sah sich die französische Diplomatie dann allerdings zunehmenden inneren und äußeren Belastungen gegenüber, vor allem der Brutalität und Skrupellosigkeit der nationalsozialistischen Außenpolitik, der gegenüber man sich auch angesichts des eigenen gesellschaftlichen Umbruchprozesses rein defensiv verhielt. Die verhängnisvollen Folgen dieser Entwicklung stellt Wilfried LOTH in seinem Beitrag über »Frankreichs dunkle Jahre: Besetzung, Kollaboration, Résistance« dar. Auch er widerspricht deutlich der gängigen Meinung von der notwendigerweise aus einer Schwäche der Dritten Republik resultierenden Niederlage wie auch der Behauptung, der Kapitulation vom Juni 1940 habe zwangsläufig die Gründung des autoritären Vichy-Staates folgen müssen. Die anschließende Kollaboration blieb für Loth ein »einseitiges Geschäft« (S. 431): Seine Vorleistungen brachten dem neuen Regime letztlich von deutscher Seite nur eine immer stärkere Ausbeutung und Repression ein. Auch daran entzündete sich der Widerstand, der anfangs nur Sache einer verschwindenden Minderheit war, sich dann aber seit 1942/43 zu einer wirklichen Widerstandsbewegung auswuchs. Nicht zuletzt die Heterogenität der Résistance hat für Loth wesentlich zur Verankerung des demokratischen Gedankens in Frankreich beigetragen.

Mit einem für das deutsch-französische Verhältnis äußerst bedeutsamen Aspekt der unmittelbaren Nachkriegszeit beschäftigt sich Rainer HUDEMANN – sein Thema ist »Die französische Besetzung in Deutschland nach 1945«: Anknüpfend an neuere Forschungsergebnisse unterzieht er die geläufige Vorstellung von einer unter dem Primat der Sicherheit stehenden und allein auf Ausbeutung und Kontrolle ausgerichteten französischen Deutschlandpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg einer Neubewertung, indem er auf eine Vielzahl gegenläufiger Tendenzen vor allem in der Wirtschafts-, der Sozial- und der Kulturpolitik sowie in puncto politischer Kontrolle und politischem Wiederaufbau hinweist. Einen umfassenden Überblick über die französische Nachkriegszeit liefert René Giraults Beitrag »Frankreich von de Gaulle bis de Gaulle 1944 bis 1969«: Girault stellt überzeugend den umfassenden Wandel des politischen Systems Frankreichs im fraglichen Zeitraum, die tiefgreifende Modernisierung der ökonomischen und sozialen Strukturen sowie die zeitweise widersprüchliche Außenpolitik des Landes und seine internationale Stellung dar. Komparatistisch angelegt ist der abschließende Beitrag von Hartmut KAEUBLE über »Die französische und deutsche Gesellschaft seit 1880«. Kaelble konstatiert trotz der Fortdauer traditioneller Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland, denkt man an die demographische und wirtschaftliche Entwicklung, die Bedeutung der Familie, Teile des Bildungssystems und damit zusammenhängend der Elitenbildung, den Charakter von Tarifkonflikten sowie den Zentralismus, das Parteiensystem und das nationale Selbstverständnis, auch zuneh-

mende Annäherungen und Gemeinsamkeiten: Sowohl in puncto Industrialisierung als auch in der Wirtschaftspolitik bewegten sich Deutschland und Frankreich aufeinander zu. Dasselbe gilt für den Konsumbereich, insbesondere den Wohnstandard, die Sekundar- und Hochschulausbildung, die Oberschicht und den Sozialstaat. Ursächlich dafür ist auch eine zunehmende Verflechtung beider Gesellschaften, die zum dauernden Austausch von Menschen und Waren geführt hat. Daher bilanziert Kaelble, »daß sich die französische und deutsche Gesellschaft in der Geschichte kaum einmal so nahe waren wie in der Gegenwart« (S. 515). Zudem lautet sein optimistisches Fazit, daß daran auch die Wiedervereinigung letztlich nichts ändern werde – schließlich weise auch ein Vergleich zwischen der ostdeutschen Gesellschaft und Frankreich mehr Verbindendes als Trennendes auf.

Reiner MARCOWITZ, Dresden

Guy THUILLIER, *L'histoire entre le rêve et la raison. Introduction au métier de l'historien*, Paris (Economica) 1998, VII–873 S.

Schon seit vielen Jahren fordert Guy Thuillier ein intensiveres Nachdenken über die Arbeit des Historikers. Er sieht hier ein Defizit der französischen Geschichtswissenschaft, von wenigen Ausnahmen wie Marc Blochs »Apologie pour l'histoire« abgesehen. Nun hat Thuillier bereits, zusammen mit Jean Tulard, dem renommierten Biographen Napoleons, eine Reihe kleinerer Versuche zu diesem Thema unternommen, wobei insbesondere der in der Reihe *Que-sais-je?* veröffentlichte Band »Le métier d'historien« zu nennen ist. Mit »*L'histoire entre le rêve et la raison*« legt er jetzt, diesmal allerdings ohne Tulard als Koautor, ein umfangreiches Werk vor, das die Summe seiner Ideen darstellt.

Eigentlich beschäftigt sich Thuillier vornehmlich mit Alltagsgeschichte, also mit der Geschichte der täglichen Erlebnisse und Erfahrungen der Menschen, etwa im Umgang mit ihrem Körper oder beim Gebrauch von Waschmitteln im 19. Jh. Diesen Themen widmete er sich auch in seiner Monographie »*Pour une histoire du quotidien au XIX^e siècle en Nivernais*« aus dem Jahre 1977, einer Beschreibung verschiedener Facetten des Alltags seiner Heimatregion. Dem Historiker, der damals das kämpferische Vorwort schrieb, ist jetzt Thuilliers Band gewidmet: Paul Leuilliot, Geschäftsführer der Zeitschrift *Annales* in ihrer Gründungszeit, später dann Pionier der Alltagsgeschichte in Frankreich. Es ist somit nicht verwunderlich, daß Thuillier in seiner neuen Schrift eine Lanze bricht für die Alltagsgeschichte, oder weiter gefaßt: für die Geschichte am Rande, die unmögliche Geschichte, wie er sie auch nennt.

Dieser Art der Geschichtsschreibung entspricht es nun allerdings nicht, wenn der Historiker sich der Vergangenheit auf dem Wege der Vernunft nähert; er muß sie statt dessen erträumen, ertasten und erschauen. Denn nur so kann er die tief verborgenen und nur schwer zugänglichen Räume des menschlichen Lebens erkunden. Der Traum, die Intuition, die Fähigkeit zur Einfühlung – das setzt Thuillier ganz bewußt gegen jede Anmaßung der Historie, als Wissenschaft gelten zu wollen. Alle Bestrebungen, Geschichte rational verständlich zu machen, nach Kausalitäten, nach einer logischen Entwicklung zu suchen, sind ihm fremd, ebenso wie der Wunsch nach einer möglichst objektiven Darstellung von Geschichte. Nicht daß Thuillier keinen Wert legte auf die Nähe zu den historischen Quellen. Im Gegenteil, er betrachtet dies sogar als handwerkliche Voraussetzung, ohne die viele historische Arbeiten bald verjährt wären. Dennoch: die Forschungen der Historiker, so glaubt er, führen keineswegs dazu, wahre Aussagen über die Vergangenheit machen zu können. Denn die Historie ist nicht Wissenschaft, sondern lediglich ein Spiel, ein Spiel, das zwar Vergnügen bereiten kann, aber letztendlich ohne Ertrag bleibt.

Für Thuillier kann die Historie vor allem auch deshalb keine Wissenschaft sein, weil er die Persönlichkeit des einzelnen Historikers für ungleich bedeutsamer hält als das Studium